



Herausgegeben von
Gerd Lür und Horst Kern

Tradition



Göttinger Debatten
zu universitären
Standortbestimmungen

Autonomie



Innovation



Wallstein

Tradition – Autonomie – Innovation

Tradition – Autonomie – Innovation

*Göttinger Debatten zu universitären
Standortbestimmungen*

Herausgegeben von
Gerd Lüer und Horst Kern



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung einer Federzeichnung von Friedrich Besemann
(Städtisches Museum Göttingen) und von Fotografien dreier Universitäts-
gebäude. Fotografen: Ronald Schmidt (Neubau der Niedersächsischen
Staats- und Universitätsbibliothek), Frank Stefan Kimmel (Blauer Turm),
Marc Oliver Schulz (Altes Auditorium)

Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN (Print) 978-3-8353-1224-1

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2335-3

Inhalt

ULRIKE BEISIEGEL

Geleitwort 7

HORST KERN, GERD LÜER

Vorwort 9

FRANK REXROTH

Horte der Freiheit oder der Rückständigkeit?
Die europäischen Universitäten der Vormoderne 13

MARIAN FÜSSEL

Actus publicus academicus. Die Inaugurationsfeierlichkeiten
der Universität Göttingen 1737 38

THOMAS KAUFMANN

»... die erste und vorzüglichste unter allen in Deutschland ...«
Göttingens »große Zeit« im Spiegel des Jubiläums von 1787 63

REBEKKA HABERMAS

Das Jubiläum von 1837: Die Universität wird politisch 102

RÜDIGER VOM BRUCH

Göttingen 1887 – Talar und Pickelhaube.
Marginalisierung oder Exzellenzzentrum im Kaiserreich? 125

HABBO KNOCH

Wissenschaft und Führerprinzip.
Das Jubiläum der Georgia Augusta von 1937 145

HORST KERN

Die blockierte Universität – Die 250. Jahrfeier 1987 171

HEINRICH DETERING

Das Gespräch mit den Toten.
Bemerkungen über Hermeneutik und Philologie 190

ANDREAS PAULUS

Rechtswissenschaft in der globalisierten Welt.

Globalisierung und Fragmentierung als

Herausforderungen der Rechtswissenschaft 214

BRIAN FOSTER

Einstein's Universe: The Man, The Music and

The Science of the Large Hadron Collider 244

FLORENTIN WÖRGÖTTER

Roboter auf dem Weg zur Kognition 266

STEFAN TREUE

Wie sehen wir die Welt? Die visuelle Aufmerksamkeit

als Architektin unserer Wahrnehmung 294

ÜBER DIE AUTOREN 309

Geleitwort

Die hier dokumentierte Ringvorlesung stellt einen wichtigen inhaltlichen Höhepunkt des Jubiläumsjahres der Georgia Augusta dar, der das Sommersemester 2012 sehr bereichert hat.

Die Gründung der Universität wird im Rahmen der Entwicklung der europäischen Universitäten dargestellt und die Entwicklung der der Aufklärung verpflichteten jungen Hochschule von den Gründungsfeierlichkeiten bis zur 250. Jahrfeier in sechs Vorlesungen hervorragend rekonstruiert. Die hochkompetenten Referentin und Referenten haben die Geschichte der Universität in verständlicher und sehr ansprechender Form in den historischen Zusammenhang gestellt. Die Veröffentlichung dieser Vorträge ist das wichtigste Dokument des 275. Jubiläums und gibt einen historischen Überblick aus aktueller wissenschaftlicher Sicht. Ich würde mir wünschen, dass gerade dieser Teil dieses Buches auch von Studierenden gelesen wird, um ihnen Einblicke in die Entwicklung der Universität in Zeiten der Aufklärung zu ermöglichen und ihnen den Einfluss der politischen Entwicklungen auf das Hochschulsystem und die damit zusammenhängenden Probleme und Konflikte vor Augen zu führen. Die Tradition unserer Universität ist auch gekennzeichnet durch den politischen Widerstand von Professoren wie den Göttinger Sieben (1837) und die Göttinger Erklärung (1957), eine Tradition, auf die wir stolz sein können und deren Geist unser Handeln auch heute noch bestimmen sollte.

Der zweite Teil der Vorlesungsreihe stellt die zukünftigen Herausforderungen für die Georgia Augusta in den Vordergrund. Die ausgezeichneten Referenten aus verschiedensten Fachgebieten haben globale wissenschaftliche Fragen aufgegriffen und diese in brillanter Form dargestellt. Neue Entwicklungen in den Literatur- und Rechtswissenschaften standen neben der Frage, ob Roboter möglich und erwünscht sind, wie Einsteins Universum aussieht und wie uns unsere visuelle Aufmerksamkeit die Welt sehen lässt. Für alle, die diese Vorträge nicht hören konnten, erlaubt dieses Buch einen Blick in die Zukunft der Wissenschaft.

Die Ringvorlesung selbst und die Verschriftlichung dieser Beiträge verdanken wir zuallererst den Koordinatoren dieser Jubiläumsveranstaltung, Prof. Dr. Dr. h.c. Gerd Lüer und Prof. Dr. Horst Kern. Im

Namen der Universität möchte ich diesen beiden Kollegen unseren ganz besonderen Dank aussprechen. Als Präsidentin möchte ich ihnen zu dieser exzellenten, erfolgreichen und für das Jubiläumsjahr wirklich relevanten Ringvorlesung gratulieren und darf hier meine Anerkennung für den großen persönlichen Einsatz zum Ausdruck bringen.

Mein Dank geht auch an das Planungskomitee für das Jubiläumsjahr, in dem die inhaltliche Ausrichtung der Ringvorlesung erarbeitet wurde, sowie gleichermaßen an die Referentin und Referenten für ihre stimulierenden Vorlesungen und für die Bereitschaft, ihre Beiträge für dieses Buch auch noch zu verschriftlichen. Die Publikation dieses Buches, das für uns als Universität ein wichtiges Zeitdokument ist, wäre nicht möglich ohne die Unterstützung des Universitätsbundes Göttingen e.V. und einen Spendenbeitrag des Wallstein Verlags, denen die Georgia Augusta daher auch zu Dank verpflichtet ist.

Ich wünsche Ihnen als Leserinnen und Leser einen informativen und vergnüglichen Einblick in unsere Geschichte und dass Sie angeregt werden zum Nachdenken über den Charakter und die Herausforderungen einer traditionsreichen und innovativen deutschen Universität.

Göttingen, im Frühjahr 2013

Ulrike Beisiegel

Präsidentin der Georg-August-Universität

Vorwort

Die Jubiläen der Göttinger Universität sind schon häufig Anlass und Gegenstand von Veröffentlichungen gewesen. Man denke an Samuel Christian Hollmanns Geschichte der ersten 50 Jahre, geschrieben anlässlich des Jubiläums von 1787, Götz von Selles Jubiläumsbuch 1937, an die Veröffentlichungen zum 200jährigen Bestehen der Georgia Augusta im Jahre 1987, hier insbesondere an Franz Wieackers »Die Georgia Augusta: Dauer im Wandel« sowie die von Bernd Moeller herausgegebene Vortragsreihe »Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte. 1737 – 1787 – 1837 – 1887 – 1937«.¹ Nimmt man die zahlreichen Texte hinzu, die unabhängig von den Jubiläen zur Entwicklung der Universität Göttingen geschrieben wurden,² drängt sich die Frage auf, ob eine weitere Veröffentlichung diesem Fundus an einschlägiger Literatur überhaupt noch etwas Neues hinzufügen kann. Diese Frage stellt sich, auch weil der vorliegende Band im Kontext des »kleinen« Jubiläums 2012 erscheint, das naturgemäß mit geringerem Aufwand begangen wurde als die »großen«. Die Antwort soll den Leserinnen und Lesern überlassen bleiben.

Jedenfalls haben sich die Autorin bzw. Autoren bemüht, in dem hiermit vorgelegten Buch nicht nur die in den letzten 25 Jahren nochmals deutlich vermehrte Literatur zur Georgia Augusta bzw. zu den wissenschaftshistorischen und politischen-sozialen-kulturellen

1 Samuel Christian Hollmann, Die Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, in der Wiege, in Ihrer blühenden Jugend, und reifferem Alter, Göttingen 1787; Götz von Selle, Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737-1937, Göttingen 1937; Franz Wieacker, Die Georgia Augusta: Dauer im Wandel, in: 250 Jahre Georgia Augusta, Göttingen 1988; Bernd Moeller (Hg.), Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte, Göttingen 1988.

2 Um nur einige neuere zu nennen: Luigi Marino, Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770-1820, Göttingen 1995; Hartmut Boockmann, Göttingen. Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität, Göttingen 1997; Cordula Tollmien, Die Universität Göttingen im Kaiserreich, in: R. von Thadden & G. J. Trittel (Hg.), Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 3, Göttingen 1999, S. 357-393; Hans Joachim Dahms, Die Universität Göttingen 1921 bis 1989, in: von Thadden, Trittel (Hg.), a.a.O., S. 395-456; Ulrich Hunger, Die Georgia Augusta als hannoversche Landesuniversität. Von ihrer Gründung bis zum Ende des Königreichs, in: E. Böhme & Rudolf Vierhaus (Hg.), Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 2, Göttingen 2002, S. 139-213.

Rahmenbedingungen der Universität aufzuarbeiten. Darüber hinaus wurden relevante Erweiterungen vorgenommen – so durch einen Blick »zurück« auf die Universitätslandschaft vor Gründung der Universität Göttingen, so vor allem aber auch durch einen Blick »nach vorn«. Letzteres geschieht exemplarisch in Beiträgen zu Fachgebieten, die aus heutiger Sicht für die Weiterentwicklung der Wissenschaften überhaupt, speziell aber für die im Göttinger Wissenschaftsprofil essentiell, »systemrelevant«, sind. Diese keineswegs vollständige Auswahl von Fachgebieten umfasst hier die Literaturwissenschaften, die Rechtswissenschaft, die Physik und die Biowissenschaften. Renommiertere Fachvertreter nehmen in diesen Beiträgen zu den Herausforderungen Stellung, die sich ihren Fächern aktuell stellen, und skizzieren Lösungsansätze, mit denen auf diese Erwartungen geantwortet werden könnte. Will die Georgia Augusta ihrem Anspruch gerecht werden, einen vorderen Platz in der Rangreihe der Universitäten einzunehmen, wären die hier vorgestellten Ideen wohl zu beachten.

Auch die Beiträge zu den früheren Jubiläen der Georgia Augusta wiederholen nur in der Datierung, keinesfalls in ihren Inhalten, was schon früher anlässlich der Jahre 1737, 1787, 1837, 1887, 1937 geschrieben wurde (für 1987 sowieso nicht, weil dieses Jubiläum hier erstmals behandelt wird). Der Versuch einer Gesamtdarstellung des jeweiligen Jubiläums erfolgt auf aktueller wissenschaftlicher Grundlage. Indem die konkreten Göttinger Ereignisse rund um die Jubiläen in die größeren Linien des gesellschaftlichen Wandels eingeordnet werden, wollen wir der Erwartung entsprechen, die Notker Hammerstein einmal an Veröffentlichungen zu Universitätsjubiläen gestellt hat: kein Jubeltext in parochialer Verengung, sondern ein »lebendiges Bild der wissenschaftsgeschichtlichen, politischen und sozialen Entwicklung«.³

Das Bemühen um Gesamtdarstellung sollte die Autorin und die Autoren nicht daran hindern, in ihren Jubiläumsanalysen einzelne Aspekte besonders zu betonen. Im Gegenteil: Akzentsetzungen waren erwünscht und notwendig, wenn sie unsere Aufmerksamkeit auf Phänomene lenken, die in früheren Analysen unterbelichtet geblieben waren – sei es, weil sie der Göttinger Memorialtradition zuwider-

3 Notker Hammerstein, Jubiläumsschrift und Alltagsarbeit, in: *Historische Zeitschrift* 236, 1983, S. 604.

liefen, sei es, weil sie erst auffielen, als man den Standpunkt heutiger Wissenschaftsforschung einnahm. Den Leserinnen und Lesern wünschen wir interessante Entdeckungen beim Studium der neuen oder jedenfalls bisher hintangestellten Einsichten, die die historischen Teile des vorliegenden Bandes bieten.

Der Band beruht auf Vorlesungen, die im Sommersemester 2012 in der Aula der Georgia Augusta gehalten wurden. Die Atmosphäre, die bei diesen Vorlesungen herrschte, kann der gedruckte Text nicht wiedergeben. Als Kompensation bietet eine Druckfassung freilich immer eigene Vorteile: Möglichkeiten zum Vertiefen, Nacharbeiten und Überprüfen. Im Fall einer unserer Vorlesungen indes ist der Wechsel vom Vortragssaal zum Schreibtisch mit einem Verlust verbunden, der durch nichts ausgeglichen werden kann – bei der Vorlesung über »Einstein's Universe«. Sie verfolgte die These,⁴ dass Einsteins Theorievorstellung, insbesondere sein Bemühen um eine integrierende Gesamtheorie der Physik, durch seine Erfahrung der Schönheit und Ordnung der Musik Bachs und vor allem Mozarts inspiriert war. Im Vortrag in der Aula der Göttinger Universität konnte diese Inspiration hinter Einsteins Physik besonders sinnfällig demonstriert werden: durch das Spiel von Jack Liebeck auf einer Guadagnini. In der Druckfassung geht dieses besondere Erlebnis freilich verloren.

Bleibt noch ein Wort zu dem Titel, unter dem die Vorlesungen im Sommersemester 2012 gehalten wurden und unter dem nun auch das Buch erscheint. Tradition – Autonomie – Innovation. Variiert wird hier ein Leitsatz, den die Universität ihrem Zukunftskonzept voranstellte. Auf den vorliegenden Band angewendet könnte der Titel in unserem Verständnis signalisieren, dass hier Texte präsentiert werden, anhand derer sich die Mitglieder und Sympathisanten der Georgia Augusta der Fortschritte und auch Irrtümer bewusst werden können, die in ihrer Tradition liegen – und dass sie die innovativen Momente, die in ihrer Geschichte enthalten sind, am besten wohl dann fortführen können, wenn sie diese aus einem wissenschaft-

4 Eine These, die sich anhand anderer wichtiger wissenschaftlicher Durchbrüche elaborieren ließe; vgl. J. Rogers Hollingsworth, High Cognitive Complexity and the Making of Major Scientific Discoveries, in: A. Sales & M. Fournier (Eds.), Knowledge, Communication and Creativity, London 2007, S. 141-145.

lichen Ethos heraus beleben, neu konzipieren und gegen Widerstände von außen verfolgen.

Bei der Vorbereitung dieses Bandes haben wir als Herausgeber von mehreren Seiten wertvolle Hilfen erhalten. Dafür sagen wir an dieser Stelle unseren Dank. – Die Verhandlungen mit dem Wallstein Verlag zur Realisierung dieses Buchprojektes haben wir als sehr unterstützend wahrgenommen, wofür wir dankbar sind. Trotzdem blieb noch eine Finanzierungslücke zu schließen, für die die Universitätsleitung mit Unterstützung des Universitätsbundes dankenswerterweise eine Lösung gefunden hat. Besonderer Dank gebührt der Autorin und den Autoren der Beiträge. Sie haben nicht nur durch ihre Vorträge im Rahmen der Ringvorlesung die Zuhörer begeistert. Zusätzlich haben sie sich auch der Mühe unterzogen, ein für den Druck bestimmtes Manuskript zu erstellen und uns zur Verfügung zu stellen. Zu danken haben wir auch Frau Heike Droste, Lektorin im Wallstein Verlag, die uns bei der Erstellung des Buchmanuskriptes immer mit fachlichen Ratschlägen zur Seite stand. Schließlich gilt unser besonderer Dank Frau Dr. Nuria Vath, die die formale Bearbeitung der Manuskripte und die technische Realisierung des gesamten Buchmanuskriptes bis zur Drucklegung betreut hat. Ohne die genannten vielseitigen Hilfen hätten wir die Herausgabe des vorliegenden Bandes nicht bewältigen können.

Göttingen, im Frühjahr 2013
Horst Kern, Gerd Lüer

Horte der Freiheit oder der Rückständigkeit? *Die europäischen Universitäten der Vormoderne*

I.

Aussagen über die Charakteristika der Göttinger Hochschule treffen zu können, setzt ein Wissen darüber voraus, was eine Universität ist, verlangt zum Beispiel nach einem Bewusstsein davon, dass eine Universität zwar eine Hochschule ist, nicht jede Hochschule aber zugleich eine Universität.¹ Dieser Beitrag soll daher eine im Hinblick auf den gesamten Band eher dienende Funktion erfüllen. Seine Leitfragen werden sein: Was für ein Typus von Hochschule ist eine Universität? Seit wann gibt es diesen Typus? Aus welchen charakteristisch europäischen Konstellationen heraus ist er entstanden? Und letztlich: Wie hat er sich während der Vormoderne verbreitet?

Doch trotz dieser deskriptiven Anlage der folgenden Ausführungen wäre es naiv, davon abzusehen, dass nicht nur die Universität selbst über eine erhebliche historische Tiefendimension verfügt. Auch die Streitfragen der jüngeren Vergangenheit, die sich um die Universität (oder auch deren Reformbedürftigkeit) ranken, sind nur in ihrer historischen Dimension verständlich, und daher soll bei diesen Streitfragen ein Anfang gesetzt werden (2.). Erst von ihnen aus wird es anschließend möglich sein, die Frage nach der Entstehung der okzidentalen Universität (3.) noch etwas feiner zu kalibrieren. Im Anschluss daran soll es um deren Verbreitung in den Staaten der Vormoderne gehen (4.).

¹ Der folgende Beitrag behält weitestgehend die Vortragsform bei, in der er am 17. April 2012 erstmals vorgestellt wurde. Gerade weil es um ein Panorama der vor-modernen Universitätsgeschichte geht, müssen die Anmerkungen notwendigerweise äußerst knapp gehalten und auf die unverzichtbaren Belegstellen beschränkt bleiben. Als allgemeine weiterführende Lektüre bietet sich an: Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., München 1993-2010. – Für Rat und Hilfe, insbesondere bei der Herstellung der Karten, danke ich Frau Bärbel Kröger (Germania Sacra, Göttingen) und vor allem meiner Mitarbeiterin Jana Madlen Schütte.

2.

Dem Format einer Universität in der Rückschau über Jahrhunderte gerecht zu werden, ist nicht leicht. Denn die Personen, die gleichsam von Amts wegen dazu da sind, über ihre Geschichte, ihre Leistung, ihre Besonderheiten zu informieren, sind meist selbst Angehörige derjenigen Hochschule, die zu beschreiben ist. Die Geschichtsschreibung der Hochschulen wird meist durch Jubiläen veranlasst und steht damit immer in der Gefahr, Jubelgeschichtsschreibung zu sein. Das Lob der örtlichen Einrichtungen und Hervorbringungen kann durchaus begründet sein, es kann aber auch einem Mangel an Überblick entspringen, einer Unkenntnis der nationalen und gar internationalen Standards.

Freilich ist es durchaus vorgekommen, dass zum Anlass von Jubiläen bedeutende Werke vorgelegt wurden. Auf diese Weise entstand etwa 1910 die »Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin«, die der Senat der Berliner Universität im Hinblick auf deren Einhundertjahrfeier bei dem Historiker Max Lenz in Auftrag gab, eigentlich einem Experten für die Biographien großer Männer, der in diesem Fall aber eine bedeutende Studie zum Verhältnis zwischen staatlicher Hochschulsteuerung und wissenschaftlicher Autonomie verfasste.²

Anderswo, wie etwa 1986 in Heidelberg oder 2009 in Leipzig, setzte man nicht mehr auf den großen Wurf des einen Autors, sondern auf die Kompetenz von ganzen Autoren-Kollektiven, die dann anlässlich eines Jubiläums in Ko-Produktion repräsentative mehrbändige Werke erarbeiteten. Diese Sammelbände bergen allerdings die Gefahr in sich, dass die jeweilige Universität nur in einer in Fakultäten und Institute zergliederten Weise behandelt wird, und dies auch noch auf der Basis der Selbstbeschreibung von Fakultäten und Instituten. In den Hintergrund gerät darüber die Frage, was die Universität im Ganzen zusammenhielt (und da wäre durchaus von mehr zu reden als nur von Rektorat und Senat), und ein andermal wird

2 Max Lenz, *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, 4 Bde., Halle 1910-1918; Rüdiger vom Bruch, Art. »Max Lenz«, in: *Neue Deutsche Biographie* 14 (1985), S. 231-233; Roger Chickering & Karl Lamprecht, *A German Academic Life (1856-1915)* (Studies in German Histories), Atlantic Highlands 1993, S. 113, 147.

leicht auch das vernachlässigt, was die einzelne Hochschule in den Kontext des gesellschaftlichen Systems ›Wissenschaft‹ hineinstellt.³

Der vielleicht folgenreichste Göttinger Beitrag zur Historiographie der Universitäten bestand weniger in einem Monumentalwerk der beschriebenen Art als vielmehr darin, dass ein Göttinger dasjenige Genre ins Leben rief, mit dem die Kenntnis der Hochschulen in weiter, vergleichender Perspektive vertieft werden sollte. In Christoph Meiners' »Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheils«, die zwischen 1802 und 1805 in Göttingen erschien, wurde zum ersten Mal, aus heutiger Sicht noch unbeholfen und naiv-kompilatorisch, ein vergleichender und systematischer Blick auf die Hochschulen im Ganzen geworfen, auf ihre Struktur, auf die Bestandteile ihrer Verfassungen und ihre landesherrlichen Privilegierungen.⁴

Zu blühen begann dieses von Meiners begründete Genre der vergleichenden Universitätsgeschichtsschreibung erst Jahrzehnte später, als die Universitäten zum Gegenstand neuer, politisch brisanter Debatten geworden waren. Zwei solcher Fragen waren es im Wesentlichen, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heftig debattiert wurden, wobei gerade dem Verweis auf die Gründungen von Halle, Göttingen und Berlin (1694, 1737, 1810) besondere Bedeutung beigemessen wurde. Und selbst wenn sie in der Moderne erörtert wurden, so lenkten sie doch den Blick auf die vormoderne Frühzeit der Universitäten, also auf die Universitäten des Mittelalters und der frühen Neuzeit.

Die erste dieser Fragen war diejenige nach der Relation zwischen Religion bzw. Weltlichkeit und moderner Gesellschaft: Hatte der Aufschwung der Wissenschaften in Europa notwendigerweise die Verweltlichung des Denkens, das Schwinden von Frömmigkeit und kirchlichem Einfluss zur Voraussetzung? Hier standen sich die Meinungen vor allem seit den 1880er Jahren schroff gegenüber. Vor allem die Vertreter der römisch-katholischen Kirche erachteten den

3 Zu dieser Problematik: Rudolf Stichweh, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität: zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)*, Frankfurt am Main 1991, S. 11.

4 Christoph Meiners, *Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheils*, 4 Bde., Göttingen 1802-1805.

Aufschwung der empirischen Wissenschaften, der naturwissenschaftlichen Welterklärung und allgemein die Vervielfältigung der möglichen Zugriffe auf die Wirklichkeit als einen Verlust an intellektueller Einheit, einen Rückschritt gegenüber den vergangenen Zeiten, in denen insbesondere mit der Scholastik ein vermeintlich homogenes Gedankengebäude für die Integration allen Wissens zur Verfügung gestanden habe.⁵ Die Ausweitung der Hochschulen in den Staaten und Kleinstaaten der frühen Neuzeit bewerteten Vertreter der katholischen Kirche wie prominente katholische Denker kritisch als Einbuße eines ursprünglich universellen Charakters dieser Einrichtungen. Als die Hochschulen erst einmal anfangen, »besonderen Zwecken zu dienen«, so Joseph von Aschbach anlässlich der Wiener Jubiläumsfeier von 1865, »als sie sich in die engeren Schranken von Landes- und National-Universitäten zurückzogen, erlitten sie in ihrem universellen und höheren wissenschaftlichen Charakter nicht geringe Einbussen.«⁶ Die liberal-protestantisch dominierte Geschichtswissenschaft dagegen sah in diesem Denken nur einen weiteren Beleg für die Wissenschafts- und überhaupt die Modernitätsferne des Katholizismus.

Die Universitäten der europäischen Vergangenheit zu beschreiben, war in diesem Klima ein Politikum: Als der preußische Kultusminister von Goßler 1884 davon erfuhr, dass sich ausgerechnet ein Dominikaner, der päpstliche Archivar Heinrich Suso Denifle, daran gemacht hatte, eine Geschichte der europäischen Hochschulen zu schreiben, schlug er sofort Alarm und sorgte dafür, dass in Preußen

5 Ralph Del Colle, Neo-Scholasticism, in: David Fergusson (Hrsg.), *The Blackwell Companion to Nineteenth-Century Theology*, Malden, MA 2010, S. 375-394; Marcia L. Colish, *Remapping Scholasticism* (The Etienne Gilson Series, 21), Toronto 2000; Heinrich M. Schmidinger, Art. »Neuscholastik«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6 (1984), Sp. 769-774; ders., Art. »Neuthomismus«, in: ebd., Sp. 779-781; ders., »Scholastik« und »Neuscholastik«. Geschichte zweier Begriffe, in: Emerich Coreth, Walter M. Neidl & Georg Pfligersdorffer (Hrsg.), *Christliche Philosophie im katholischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bd. 2. Rückgriff auf scholastisches Erbe, Graz 1988, S. 23-53. Eine andere, aber gleichfalls dezidiert katholische Position markiert Heinrich Denifle, *Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400*, Berlin 1985.

6 Joseph von Aschbach, *Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens: Festschrift zu ihrer 500 jährigen Gründungsfeier*, Wien 1865, S. IV.

ein Gegenprojekt geplant wurde. Die Wahl fiel auf den Münsteraner Historiker Georg Kaufmann. Seit dem Erscheinen beider Arbeiten standen daher gleich zwei Standardwerke zur Verfügung: eines, anhand dessen man erfuhr, dass die *universalis ecclesia* der Raum war, der dem Prinzip der Einheit der Wissenschaft kongenial war; und ein anderes, das die Geschichte Europas als Prozess der Emanzipation von einer letztlich geistfeindlichen Amtskirche verstand.⁷

Die zweite Frage war diejenige, die in der Ära Schleiermachers und Humboldts aufgeworfen worden war und die die Hochschulpolitik seither begleitet hat, nämlich diejenige nach der Relation zwischen ›Staat‹ und ›Wissenschaft‹, insbesondere nach der Legitimität staatlicher Eingriffe in die Selbstorganisation von Hochschulen. Wilhelm von Humboldt hatte in seiner bekannten Programmschrift von 1809/10 »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« gefordert, dass der Staat

seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Spezialschulen behandeln [...] und von ihnen nichts fordern [solle], was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, dass, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen.⁸

Der Staat darf die Professoren nach dieser Denkweise zwar verbessern und mittels seiner gesetzlichen Ordnung die Freiheit der Wissenschaft garantieren, er darf den Wissenschaftlern aber nicht vorschreiben, was sie wie zu erforschen hätten. Nun waren die Hochschulen aber zugleich eben doch Lehranstalten, was bedeutet, dass sich die maßgeblichen Professionen – die Ärzteschaft, die Juristen, die Pfarrer und die Lehrer der höheren Schulen – aus ihnen rekrutierten, so dass sie unter diesem Gesichtspunkt nicht ganz so einsam

7 Denifle, Entstehung (wie Anm. 5); Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, 2 Bde., Stuttgart 1888/1896. Ein Forschungsüberblick findet sich bei: Frank Rexroth, Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Chancen ihrer Realisierbarkeit im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 34), Köln 1992, S. 11-44.

8 Johannes Schubert (Hrsg.), Wilhelm von Humboldts ausgewählte philosophische Schriften (Philosophische Bibliothek, 123), Leipzig 1910, S. 209.

in Freiheit bleiben konnten, wie Humboldt das verlangt hatte. Ein neuer Blick auf dieses Problem war gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts gegeben, als die »Durchstaatlichung« der Universitäten deren führende Köpfe auf den Gedanken brachte, dass es Aufgaben für die Forschung gebe, deren Durchführung nicht von Einzelnen geleistet werden konnten; diese Aufgaben setzten ganz erhebliche Ressourcen voraus, und nur der Staat oder die Wirtschaft konnten diese aufbringen. »Auch die Wissenschaft hat ihr sociales Problem«, sagte Theodor Mommsen 1890 in einer Rede vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften; »wie der Grossstaat und die Grossindustrie, so ist die Grosswissenschaft [...] ein nothwendiges Element unserer Culturentwicklung.«⁹ »Großforschung«, »big science«, wurde im 20. Jahrhundert zum Schlagwort, Projekte, die ohne die entschiedene Förderung durch Staat und Wirtschaft undenkbar gewesen wären und die es erforderlich machten, das Zusammenspiel von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft zu organisieren. Dass damit abermals die Frage nach der Autonomie der Wissenschaft und der Freiheit von Forschung und Lehre neu zu überdenken war, ist evident.

In beiden beschriebenen Debatten ging es demnach unmittelbar um die Autonomie der Wissenschaft – darum, was man unter ihr zu verstehen hat und wie sie als ein Prinzip gegen andere wertvolle Güter wie den gesellschaftlichen Nutzen von Forschung und Lehre abzuwägen ist. Wo man historisch vom Prinzip der Autonomie der Wissenschaft handelte, hat man neben der Hallenser und der Berliner gerade der Göttinger Gründung eine Schlüsselrolle zugeschrieben – so im Hinblick auf Religion und Staat etwa dadurch, dass man auf die Göttinger Abschaffung der Zensur hingewiesen hat, auf die »vollkommene unbeschränkte Freyheit, Befugniss und [das] Recht [...], öffentlich und besonders zu lehren«, von der in der Präambel des königlichen Privilegs die Rolle ist.¹⁰ Dabei bestand stets die Gefahr, die vormoderne Vorgeschichte dieses Aufbruchs

9 Theodor Mommsen, Antwort an Hrn. Harnack, in: Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2 (1890), S. 791-793, hier: S. 792.

10 Privileg vom 7. Dezember 1736, in: Wilhelm Ebel (Hrsg.), Die Privilegien und ältesten Statuten der Georg-August-Universität zu Göttingen, Göttingen 1961, S. 28-39, hier: S. 29. In Göttingen ist die Wissenschaft nur auf ihre eigenen Ziele verpflichtet, insofern sie erstmals nach dem Paradigma der *Forschung* konzipiert

in dunklen Farben zu malen, die Wissenschaftsautonomie aus dem Geist der Aufklärung zu entwickeln und abzugrenzen von der Einbettung der hohen Schulen in die Fürstenstaaten der Vormoderne, die diesem Zustand angeblich voranging. Auf diese Weise konnte das Neue an »Göttingen« nur um so kontrastreicher aus seinem Umfeld heraustreten: Die Neuheit des Neuen, wie Niklas Luhmann einmal treffend geschrieben hat, wurde durch die Abstempelung des Alten, durch die Verabschiedung der Herkunftswelt und ihre Abwertung zu bloßer Geschichte überhaupt erst produziert.¹¹ Bei der Behandlung der immerhin fünfhundertjährigen Geschichte der Universität vor »Göttingen« muss im Folgenden daher ein besonderes Augenmerk auf die Frage nach der wissenschaftlichen Autonomie gelegt werden.

3.

Ein Gründungsdatum der europäischen Universität gibt es nicht. Denn die ältesten Universitäten in Paris, Bologna und Oxford wurden nicht gegründet, sie entstanden einfach – sie »emergierten«, wie man in der Wissenschaftssprache sagt, wenn man es mit Phänomenen zu tun hat, die entstehen, ohne dass man sie hinreichend kausal aus benennbaren Elementen herleiten könnte. »The university in Paris grew; it was not founded«,¹² meint der amerikanische Historiker Stephen Ferruolo, und mit fast genau derselben Formulierung beginnt die achtbändige Geschichte der Oxforder Universität, die seit den 1980er Jahren erschien: »The University of Oxford was not created; it emerged.«¹³ Schulen für die Vermittlung »höheren«, anspruchsvollen Wissens hatte es vorher schon und auch in anderen Kulturen gegeben – so etwa die Schule, die Kaiser Theodosius II. 425 in Konstantinopel eingerichtet hatte, so auch Lehrinrichtungen in

wurde, dies auch mittels der fast gleichzeitigen Etablierung derjenigen Sozietät, die heute die Akademie der Wissenschaften ist.

- 11 Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992, S. 703.
- 12 Stephen C. Ferruolo, *The Origins of University: The Schools of Paris and their Citics*, 1100-1215, Stanford 1985, S. 282.
- 13 Richard W. Southern, *From Schools to Universities*, in: Jeremy I. Catto (Hrsg.), *The Early Oxford Schools (The History of the University of Oxford)*, S. 1-36, hier: S. 1.

Verbindung mit religiösen Kultstätten, die im Umfeld von Moschee, Synagoge oder christlicher Kathedrale angetroffen wurden.¹⁴ Paris ist eine der Städte, in der in den Jahren um 1200 eine jener drei ersten Universitäten »emergieren« sollte: Auf der Ile de la Cité, der königlich und kirchlich dominierten großen Seineinsel, bestand eine Kathedralschule, die in das ganze »lateinische« Europa hinein ausstrahlte. In ihr wurde um das Jahr 1100 herum jenes Wissen vermittelt, das ca. 100 Jahre später die Attraktivität der Universität von Paris ausmachen sollte.¹⁵ Folglich kann man die Universität nicht mit dem Verweis auf eine bestimmte, für sie reservierte Form des Wissens und der Lehrinhalte definieren. Stattdessen muss man nach ihrer sozialen Form fragen. Dies gilt nicht nur für Paris, sondern auch für die beiden anderen frühesten Universitäten in Bologna und Oxford. Die Stadt Paris, die erst während des 12. Jahrhunderts allmählich zur Metropole des französischen Königiums wurde, zog seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts eine Vielzahl von Lehrern an, die sich nicht an der Schule von Notre-Dame, sondern im Schatten der Kathedrale ansiedelten. Auf der Seineinsel und mehr noch auf dem linken Seineufer eröffneten sie Privatschulen und zogen Scholaren an. Diese Schüler begannen bald selbst zu lehren, etablierten ihrerseits neue Schulen und schufen so eine Atmosphäre der Konkurrenz zwischen zahlreichen privaten, eigenverantwortlich wirtschaftenden *scholae*. Freilich wurde mit dem Zustrom von Lehrern wie Schülern das Sichern von Wohnraum und Lebensmitteln bald zum Problem. Scholaren gerieten mit anderen Gruppen junger Männer am Ort in Konflikt, so etwa 1192 mit Anwohnern des Bourg Saint-Germain, oder, besonders

14 Otto Gerhard Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums – Universitäten, Gelehrte und Studierende, in: Werner Conze & Jürgen Kocka (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen, Stuttgart 1985, S. 29–78, hier: S. 30; Gadi Algazi, »Habitus«, »familia« und »forma vitae«. Die Lebensweisen mittelalterlicher Gelehrter in muslimischen, jüdischen und christlichen Gemeinden – vergleichend betrachtet, in: Frank Rexroth (Hrsg.), *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 73)*, Ostfildern 2010, S 195–218.

15 Jacques Verger, A propos de la naissance de l'université de Paris: contexte social, enjeu politique, portée intellectuelle, in: Johannes Fried (Hrsg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, Sigmaringen 1986, S. 69–96.

folgeschwer, im Jahr 1200 mit den Besuchern einer städtischen Taverne.¹⁶ Unerwartete Nachbarschaften ergaben sich in den Gassen des linken Seineufers: Gemeinsam mit den jungen Männern, die aus dem gesamten ›lateinischen‹ Europa nach Paris strömten, um dort zur Schule zu gehen, siedelten sich Prostituierte an. In den oberen Stockwerken der Häuser wohnten die Scholaren, unten die Prostituierten, wie der schulenkritische Chronist Jacob von Vitry um 1220 in der Rückschau schrieb: Oben hielten die Magister ihre Vorlesungen, unten gingen derweil die Huren ihrem Gewerbe nach; unten stritten die Prostituierten miteinander und mit ihren Zuhältern, oben wurde es laut, weil die Scholaren hitzig disputierten.¹⁷

Für den weiteren Verlauf des 12. Jahrhunderts muss man sich das intellektuelle Paris als ein kaum noch überschaubares Wirrwarr von privat betriebenen Schulen vorstellen, deren Leiter selbst vor nicht langer Zeit zugewandert waren:¹⁸

Hospita in Gallia
nunc me vocant studia;
vadam ergo,
flens a tergo
socios relinquo.
Plangite, discipuli,
lugubris discidii
tempore propinquo!

In das fremde Frankenreich
ruft das Studium mich jetzt gleich.
Ich muss wandern,
lass' die andern
weinend nun im Rücken.
Ihr Scholaren, klagt mit mir,

16 Jacques Verger, Les conflits »Town and Gown« au Moyen Âge. Essai de typologie, in: Patrick Gilli, Jacques Verger & Daniel Le Blévec (Hrsg.), Les universités et la ville au moyen âge. Cohabitation et tension (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 30), Leiden 2007, S. 237-255.

17 Jacques de Vitry, *Historia Occidentalis*, hrsg. v. John F. Hinnebusch (Spicilegium Friburgense, 17), Fribourg 1972, S. 91.

18 Karl Langosch (Hrsg.), *Vagantendichtung* (Sammlung Dieterich), 2. Aufl., Leipzig 1984, Nr. 36.

die der nahe Abschied schier
traurig muss bedrücken.

Diese Situation wollten die Angehörigen der Schulen um 1200 verändern. Als Ziel stand ihnen vor Augen, ihre Interessen gegenüber der Bürgergemeinde von Paris, gegenüber dem königlichen Prévôt und vor allem gegenüber dem Ortsbischof und dem Kanzler der örtlichen Kathedralkirche besser durchzusetzen. Die ersten Statuten, die sie sich 1215 mit päpstlicher Rückendeckung gaben, zeigen, wie selbstbewusst und umfassend sie ihre alltäglichen und wissenschaftlichen Belange regeln wollten.¹⁹ Sie schlossen sich zu diesem Zweck zu einer *conjuratio* zusammen, zu einer Schwureinung also, und gaben sich damit selbst eine innere Ordnung, die ihre Mitglieder auf wechselseitige Hilfeleistung im Notfall verpflichtete. Sie schufen sich Ämter, die nicht auf Lebenszeit vergeben wurden, sondern in einem schnell getakteten Rhythmus wechseln sollten. Sie richteten eine Kasse ein, die sie selbst verwalteten und deren Inhalt es ihnen ermöglichen sollte, proaktiv den Ausbau ihrer Gelehrten-*conjuratio* zu betreiben. Alle diese Elemente signalisierten der Umwelt der Scholaren und der Magister, dass, wer es mit einem von ihnen zu tun bekam, einer geschlossenen Gruppe von Gleichgesinnten gegenüberstand.

Die zeitgenössische lateinische Sprache hielt einen Terminus für die Benennung solcher sogenannter »geschworener« Einungen parat – *universitas*. Dieser Begriff verwies zunächst einmal nur darauf, dass es sich um eine rechtsfähige Gesamtheit von Menschen handelte, er bedurfte daher einer näheren Bestimmung.²⁰ Im selben Sinn taucht der Begriff auch in anderen Zusammenhängen auf, etwa dort, wo die Bewohner einer Stadt sich zu einer Kommune zusammenschlossen. So war beispielsweise fast gleichzeitig mit den Pariser Vorgängen in Köln die Rede von einer *universitas* der Bürger, also einer Bürgergemeinde.²¹ Im selben Sinn bezeichnete man die Judengemeinden innerhalb der Städte als *universitates judaeorum*.

19 Stephen C. Ferruolo, The Paris Statutes of 1215 reconsidered, in: History of Universities 5 (1985), S. 1-14.

20 Pierre Michaud-Quantin, Universitas. Expressions du mouvement communal dans le Moyen-Âge latin (L'Église et l'État au moyen-âge, 13), Paris 1970.

21 Manfred Groten, Albertus Magnus und der Große Schied (Köln 1258). Aristotelische Politik im Praxistext (Lectio Alberina, 12), Münster 2011, S. 11.

Die Pariser *universitas magistrorum et scholarium*, die bald nach 1200 entstand, umfasste in erster Linie die *magistri* als die Leiter der jeweiligen Schulen und nur in abgestufter Form die *scholares* als die Lernenden. In Bologna waren die Scholaren, d.h. die Lernenden selbst, die treibende Kraft und letztlich die ausschließlichen Angehörigen der *universitas* – wäre man ganz genau, müsste man sagen: der *universitates*, denn der Bologneser Weg führte dazu, dass sich cisalpine und transalpine Besucher der Schulen zu gesonderten Universitäten zusammenfanden.

Diese beiden Möglichkeiten der *universitas* – die Magister oder die Scholaren als personelle Reservoirs der Universitäten – sollten den späteren Gründungen als zwei konkurrierende Optionen zur Verfügung stehen. Dabei stand die Studenten-Option im Ruf, einer Universitätsstadt mehr Wohlstand zu bringen, weil sie die reicheren Besucher anzog als eine Professoren-Universität.²² Beide Optionen waren verbunden mit disziplinären Schwerpunktsetzungen, denn die Scholaren-Universität nach dem Bologneser Modell rückte die Lehre der Jurisprudenz und der Medizin in den Vordergrund, die Magister-Universität dagegen die der Sieben Freien Künste bzw. die Philosophie sowie die Theologie. Die Tatsache, dass man sich von den Scholaren-Universitäten größeren Reichtum versprach, lag im sozialen Unterschied zwischen den Studenten der verschiedenen Disziplinen: Die des römischen und des Kirchenrechts galten als vermögender, zupackender und diesseits-orientierter als die Artisten-Scholaren.

Abermals ist nach dem ›Sitz im Leben‹ jener frühesten Universitäten zu fragen. Denn die Universitäten lassen sich nicht organisch in die Tradition vergangener ›höherer‹ Schulformen einordnen; sie gehören vielmehr der bunten und äußerst lebendigen mittelalterlichen Tradition ›freier‹ Gruppenbildungen nach dem Muster der geschworenen Einungen an, der Gilden, wie man diesen Gruppentypus

22 Walter Steffen, Die studentische Autonomie im mittelalterlichen Bologna. Eine Untersuchung über die Stellung der Studenten und ihrer Universitas gegenüber Professoren und Stadtregierung im 13. und 14. Jahrhundert (Geist und Werk der Zeiten), Bern 1981. Zu den Baseler Debatten um die Einrichtung einer Scholaren- oder einer Magisteruniversität im Vorfeld der Hochschulgründung von 1460 Frank Rexroth, ›Finis scientie nostre est regere‹. Normenkonflikte zwischen Juristen und Nichtjuristen an den spätmittelalterlichen Universitäten Köln und Basel, in: Zeitschrift für Historische Forschung 21 (1994), S. 427-451.

allgemein bezeichnet. Typologisch verwandt mit ihnen waren, wie schon gesagt, die städtischen Kommunen, die städtischen Sondergemeinden, aber auch andere Verbindungen wie Händlergilden und Handwerkerzünfte, Gesellenbruderschaften, Adelsgesellschaften, Schützen und Meistersinger, Kalanden, »Trinkstuben«, »Gassen«, Quartiere und vielerlei Arten von Bruderschaften. Diese Einungen waren allesamt autonom im eigentlichen Sinne des Wortes, d.h. sie gaben sich ihre Ordnung durch die Beschlussfassung innerhalb der Gruppe selber, und sie waren außerdem autokephal, was besagt, dass sie sich ihre Führungsorgane selber wählten und mit Vertretern aus ihren eigenen Reihen besetzten.

Binnen weniger Jahrzehnte erlangten die als Schwureinungen verfassten Universitäten dabei einen solchen Komplexitätsgrad, dass in ihrem Inneren kleinere Einheiten entstanden, die ihrerseits als Gilden organisiert waren: Aus disziplinären Selbstzuordnungen wurden Fakultäten, die sich Fakultätsstatuten gaben, ihr eigenes Siegel führten, ihre eigene Kasse verwalteten und sich mit einem Dekan ein turnusmäßig neu besetztes Leitungsamt schufen. Nicht überall, aber immerhin an einigen wichtigen Zentren entstanden zusätzlich landsmannschaftliche Vereinigungen (*nationes*) unter der Leitung von Prokuratoren, die ebenfalls von den Angehörigen dieser Gruppen turnusmäßig gewählt wurden. In Paris war dieses Fakultäten-Nationen-Modell um 1250, also ca. ein halbes Jahrhundert nach Entstehen der *universitas magistrorum*, fertig ausgeprägt. Im europäischen Rahmen sollte künftig vornehmlich das »Pariser« Modell das verbindliche Vorbild abgeben: eine Vier-Fakultäten-Universität, die im Wesentlichen von den Magistern geleitet wurde, wobei als Standardausstattung die Kombination aus Theologischer, Juristischer, Medizinischer und Artistischer Fakultät galt (Letztere benannt nach den grundlegenden *artes liberales*). Bei allem Göttinger Neuerungs willen – und auch anlässlich der Berliner Gründung von 1810 verfuhr man nicht anders – wurde an diese Gliederung der Universität nicht gerührt.

4.

Von den ersten Universitäten Paris, Bologna und Oxford aus und unter deren Einfluss breitete sich die Universität in Schüben weiter aus. Zwei Modi standen dabei zur Verfügung: der Exodus und die

Stiftung;²³ im Hinblick auf diese Entstehungstypen hat man daher von Exodus- und von Stiftungsuniversitäten gesprochen. »Exodus« heißt, dass eine neue Universität durch Abwanderung der Magister und Scholaren von einer bereits bestehenden entstand. Paradigmatisch kann man das etwa anhand der Cambriger Entstehung aus der Oxforder heraus sehen: Als ein Oxforder Student 1209 eine Frau tötete und aus der Stadt floh, um sich seiner Verurteilung zu entziehen, verhafteten der Bürgermeister der Kommune von Oxford und ein paar Bürger mit Rückendeckung des englischen Königs Johann »Ohneland« drei andere Studenten, die mit dem Täter eine Wohnung geteilt hatten, und hängten diese auf. Daraufhin habe, so die Chronisten Roger Wendover und Matthaeus Paris, eine große Zahl von Lehrern und Schülern Oxford aus Protest verlassen. Aus dieser Menge der Exodusgemeinde rekrutierte sich eine kleinere Menge, die im Bistum Ely, in dem ansonsten sehr unscheinbaren Städtchen an der Cam, den Lehrbetrieb wieder aufnahm und damit die zweite große englische Universität ins Leben rief – beide blieben bis zur Londoner Gründung im frühen 19. Jahrhundert konkurrenzlos.²⁴

Auch andernorts wurde die Praxis des universitären Exodus angewandt. 1222 kam es zu erheblichen Konflikten zwischen der Stadt Bologna und ihren Universitäten, die mindestens 1000 Scholaren zum Wegzug bewegten.²⁵ Durch sie entstand in Padua eine neue Hochschule. Wiederum sechs Jahre später, 1228, fand die Kommune von Vercelli diese neue Paduaner Universität so attraktiv, dass sie Emissäre nach Padua sandte mit dem Ziel, die dortigen Studenten heimlich abzuwerben; mit großartigen Konditionen veranlassten die Unterhändler die Paduaner zum Übersiedeln in die eigene Stadt. Die

23 Peter Classen, Die ältesten Universitätsreformen und Universitätsgründungen des Mittelalters, in: Johannes Fried (Hrsg.), *Studium und Gesellschaft im Mittelalter* (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, 29), Stuttgart 1983, S. 170-196, hier: S. 179.

24 Alan B. Cobban, *The Medieval English Universities: Oxford and Cambridge to c. 1500*, Aldershot 1988, S. 110-115.

25 Nancy G. Siraisi, *Arts and sciences at Padua: the studium of Padua before 1350*, Toronto 1973; Ronald Edward Ohl, *The University of Padua, 1405-1509*, Philadelphia 1980. Ggf. auch: Francesco Piovan & Luciana Sitran Rea (Hrsg.), *Studenti, Università, Città nella Storia padovana. Atti del Convegno, Padova, 6-8 febbraio 1998* (Contributi alla storia dell'Università di Padova, 34), Trieste 2001.

Paduaner Scholaren versprachen den geheimen Gesandten, mindestens so viele von ihren Kommilitonen mitzubringen, dass in Vercelli 500 Wohnungen mit ihnen gefüllt würden, und sie sagten zu, mindestens acht Jahre lang in Vercelli zu bleiben.²⁶ Bei einem weiteren Blick nach Paris stößt man auf den Exodus von 1229-1231, der durch die Tötung von Studenten durch Angehörige des Königshofes ausgelöst wurde; dieser Exodus führte letztlich zur Etablierung von Universitäten in Orléans und Angers.²⁷

Stiftungsuniversitäten dagegen entstanden auf Initiative von Individuen oder Gruppen hin. Diese stellten ein Vermögen bereit, aus dessen Erträgen ein bleibender Zweck, in diesem Fall: die Erstausstattung einer Gelehrtenkorporation, bestritten werden konnte.²⁸ Im Reich handelt es sich bei diesen Stiftern in erster Linie um die Landesherren – in Heidelberg (1386) etwa um Kurfürst Ruprecht I., in Tübingen (1477) um den Grafen Eberhard im Bart. Städte wurden korporativ Stifter, so zum Beispiel in Köln 1388, Erfurt 1392 oder Basel 1460.²⁹ Ähnlich, wie dies auch in Göttingen der Fall sein sollte, wurden damit zwar dauerhafte Beziehungen zwischen der gestifteten Universität und der Familie des Stifters geknüpft, die praktische Umsetzung überließen die Stifter aber stets Gelehrten, die etwas von der Sache verstanden.

Unzutreffend ist die häufig geäußerte Ansicht, mit dem Bedeutungsaufschwung dieses ›Stiftungs-Typus habe sich der Charakter der europäischen Hochschulen insgesamt geändert, und zwar dergestalt, dass die genossenschaftlichen Anfänge der *conjuraciones* abgelöst worden seien durch eine Geschichte der fürstlichen Bevormundung,

26 Der Vertrag bei: Hastings Rashdall, *Italy, Spain, France, Germany, Scotland etc. (The Universities of Europe in the Middle Ages, 2,1)*. New Edition, revised by Maurice Powicke and A. B. Emden, Oxford 1936, S. 11.

27 Jacques Verger (Hrsg.), *Histoire des universités en France*, Toulouse 1986, und Jacques Verger, *Les universités françaises au Moyen Âge (Education and society in the Middle Ages and Renaissance, 7)*, Leiden 1995.

28 Rexroth, *Universitätsstiftungen* (wie Anm. 7).

29 Einzelfallstudien aus dem 15. Jahrhundert in Sönke Lorenz (Hrsg.), *Attempo – oder wie stiftet man eine Universität. Die Universitätsgründungen der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich (Contubernium, 50)*, Stuttgart 1999. Zu Stiftungen, unter anderem auch Universitätsstiftungen, jetzt Michael Borholte, *Stiftung und Memoria*, hrsg. von Tillmann Lohse (*Stiftungsgeschichten, 10*), Berlin 2012.

in der Universitäten ständig unter der Kuratel außerakademischer Gewalten existiert hätten.³⁰ Einzuwenden ist hiergegen schon die Beobachtung, dass sich geistliche wie weltliche Herren normalerweise wenig für die Inhalte und das Programm der Hochschulen interessierten. Einzuwenden ist aber vor allem, dass auch Universitäten wie die, die im Reich durch einen Stiftungsakt entstanden, genauso als autonome und autokephale geschworene Einungen verfasst blieben, wie dies vorher der Fall gewesen war. Wo man Stiftern, Landesherren oder anderen Adligen das Rektorat ehrenhalber antrug, versah man sich doch mit Vizerektoren, die faktisch das Geschäft der Hochschulleitung übernahmen. Auch die gestifteten Universitäten waren also alles andere als Staatsanstalten. Unbestritten ist damit, dass es gerade während der frühen Neuzeit Phasen gegeben hat, in denen die Hochschulen den Kontroll-Willen ihrer Landesherren drückend gespürt haben. Falsch an dem »grand narrative« von der erst an der Schwelle zur Moderne erreichten Autonomisierung der Wissenschaft ist nur der Irrglaube, dass es einen einsträngigen, stets auf Autonomisierung zulaufenden Prozess der Ablösung von außerwissenschaftlichen Vorgaben gegeben habe, dass sich die Universität von fremdbestimmten Anfängen in einem Fortschrittsprozess der Autonomisierung auf die Gegenwart zubewegt habe. Die Universitäten waren von Anbeginn selbstbewusste Korporationen, und Autonomie – verstanden als den Anspruch, für seine innere Ordnung selbst zuständig zu sein – war auch während der Vormoderne ihr höchstes Gut.

Die folgenden Karten, die die Ausweitung der Universitäten in Europa anzeigen und damit Hinweise auf Erklärungsbedürftiges geben sollen, wurden auf der Grundlage der hervorragenden mehrbändigen »Geschichte der Universität in Europa« samt ihren Karten erstellt, die seit 1992 auf Initiative der Europäischen Rektorenkonferenz in mehreren Sprachen gleichzeitig veröffentlicht wurde. Karte 1 zeigt die Hochschulsituation um das Jahr 1300, verschweigt also alle gescheiterten Gründungsversuche und alle schnell wieder aus der Bildungslandschaft verschwundenen Hochschulorte; andernfalls wären

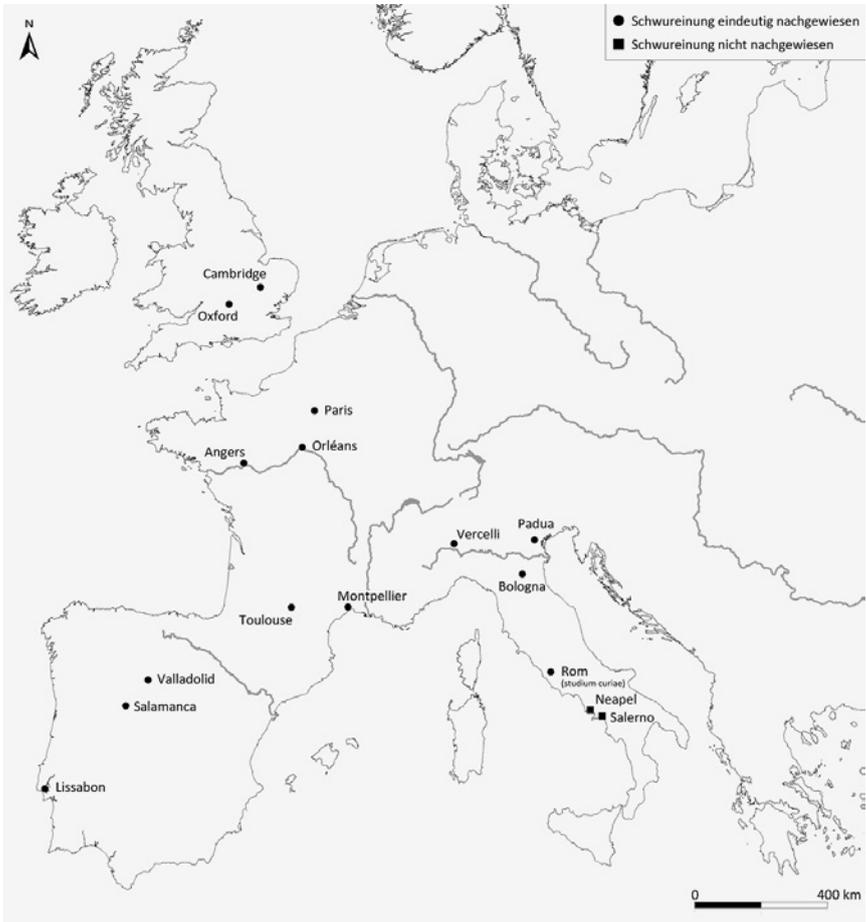
30 So etwa entschieden Alphons Lhotsky, *Die Universitäten im Spätmittelalter*, in: ders., *Aufsätze und Vorträge*, Bd. 5, München 1976, S. 34-50, hier: S. 46: der Stiftungscharakter sei der »böse [...] Wurm« dieser Hochschulen.

noch weitere Einträge vor allem in Norditalien zu sehen, so etwa in Vicenza, Reggio, Arezzo oder Siena. Es gibt eine ansehnliche südeuropäische Gruppe, ergänzt um Paris und Oxford sowie einige weitere Hochschulen, die mit diesen beiden in einer genetischen Verbindung standen. Orléans beispielsweise erlangte einen hohen Rang in der Juristenausbildung, weil die Lehre des römischen (also weltlichen) Rechts seit 1219 in Paris durch eine päpstliche Dekretale verboten war – nicht unbedingt ein Ausdruck generellen Misstrauens gegenüber der Legistik, sondern eher ein protektionistischer Akt, um die Stellung der Theologie in der französischen Hauptstadt zu stärken.³¹ Orléans hat man später treffend als die legistische Fakultät der Universität von Paris bezeichnet.

Karte 2 zeigt die Gesamtheit der geglückten Gründungen am Vorabend des Großen Abendländischen Schismas, das 1378 ausbrach und das der lateinischen Christenheit einen Zustand mit zwei, bisweilen sogar drei konkurrierenden Päpsten brachte. Sie zeigt, dass die Universität bis zu diesem Zeitpunkt weitgehend – und mit den besagten Ausnahmen der Pariser und Oxforder Tochtergründungen – ein Phänomen des südeuropäischen Raums geblieben ist. Dieser Befund würde noch deutlicher, wenn man berücksichtigte, dass die transalpinen Gründungen in Prag (1348), Pécs (1364) und Wien (1365) alles andere als gelungen und überzeugend waren: In Prag probten die Juristen bald, vielleicht auch schon gleich nach der Gründung, die Sessession und wollten mit den anderen Fakultäten nichts zu tun haben, die Wiener Universität existierte allenfalls schemenhaft und nur als Kostgängerin der Bürgerschule bei St. Stephan.³² Das lag vor allem

31 Stephan Kuttner, Papst Honorius III. und das Studium des Zivilrechts, in: Ernst von Caemmerer & Walter Hallstein (Hrsg.), Festschrift für Martin Wolff. Beiträge zum Zivilrecht und internationalen Privatrecht. Tübingen 1952, S. 79-101; Jacques Krynen, La réception du droit romain en France encore la Bulle »Super Speculam«, in: *Initium* 13 (2008), S. 553-586.

32 Peter Moraw, Die Prager Universitäten des Mittelalters im europäischen Zusammenhang, in: *Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste (Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste – Geisteswissenschaftliche Klasse)* 20 (1999), S. 97-129; Peter Moraw, Das älteste Prager Universitätssiegel in neuem Licht, in: *Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste (Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste – Geisteswissenschaftliche Klasse)* 20 (1999), S. 131-151; Karl Ubl, Anspruch und Wirklichkeit. Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhun-



*Karte 1: Universitäten, an denen um 1300 gelehrt wurde;
nach: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa,
Bd. I: Mittelalter, München 1993, S. 74*

darán, dass nördlich der Alpen nicht genügend Magister für die drei ›oberen‹ Fakultäten, also die Medizin, die Jura und die Theologie, zur Verfügung standen. Auch bemühten sich die Päpste während dieser Phase, die Zentralfunktion der Universität von Paris für die Lehre der Theologie dadurch zu stärken, dass sie Neugründungen

dert, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 113 (2005), S. 63-89.